

Das Punschrezept.

Von Maria Stahl.

Es war eine unangenehme Geschichte! Wenn das Schicksal einen mit der einen Hand streicht, in das Paradies himmlischer Sehnsucht winkt, mit der anderen aber ganz niederrückend fest am Krage packt und in die graue Misere des Lebens zurückstößt, so ist das immer eine unangenehme Geschichte.

Harro von Rodeck starrte eine Weile ratlos auf die beiden Briefe, die er auf seinem Tische gefunden, als er vom Dienst nach Hause kam.

Den einen, ganz gemein und geschäftsmäßig aussehenden Manichäerbrief hatte er gefürchtet und erwartet, der andere, das elegante Monogrammbillet, dessen feines Weichenparfum selbst den Tabaks- und alten Ledergeruch seiner „Rube“ besiegte, war eine jener entzückenden Ueberraschungen, an denen das Menschenleben so arm ist.

Wunderstark zum zehnten Male entfaltete er das dicke Ivory-Rüchchen mit der goldenen Grafentrone über dem verschlungenen F. R. und las: „Geehrter Herr Lieutenant!

Würden Sie wohl die große Güte haben, mir das vorzügliche Punschrezept, von dem Sie neulich sprachen, umgehend zutommen zu lassen? Ich habe heute Abend Gäste, und wenn Sie frei sind, rechne ich darauf, daß Sie das neue Jahr mit uns begrüßen. Ihr Rezept bürgt Ihnen dafür, daß Sie keinen „Damenpunsch“ bekommen. Vergessen Sie nicht, Kaffeebohnen trinken Weis auf richtigem Grund.

„Freude Ranten.“ Als ob er nicht Juckerwasser oder würde um des Glüdes willen, den Schieber mit ihr verleben zu dürfen! Aber — o Gott! — da war der andere Brief! Plump und gemein stand es da, in seiner scheußlichen Deutlichkeit:

„Hochgeborener Herr Lieutenant! Es ist Alles im besten Gange. Der Herr Commissionersrath scheint der Sache nicht abgeneigt. Er wird mit seinen Damen am Silvesterabend die große Resource im Hotel de Pologne besuchen, und Fräulein Tochter haben den Cotillon für den Herrn Lieutenant auf. Im Falle die Sache klar wird, bin ich bereit, den Wechsel bis auf Weiteres zu prolongiren, sollten der Herr Lieutenant jedoch der Verabredung nicht nachkommen, verweise ich mich zu nichts.“

„Hochachtend D. B. Schuster.“ Unabänderlich, prächtige Wahrheit! Für ein paar tausend Mark hatte er seine Seele dem Teufel oder vielmehr dem alten Halsabschneider diesem Schuster, was ziemlich gleichbedeutend ist, verkauft.

Nach vor Kurzem hielt er es ja für möglich, zu thun, was ein Lieutenant thun muß, wenn ihm kein Christ und kein Jude mehr pumpen will, nämlich Groß-Capital heirathen, ohne allzu wüthend zu sein, aber — heute — nein!

Und wenn ihm morgen nichts blüht als die rettende Kugel oder Cassation, mit der Aussicht, lebenslänglich in einem Winkel des Reiches Kartoffeln zu bauen oder in Afrika Straußen zu züchten und Neger zu prügeln — in's Hotel de Pologne bringt ihm keine Nacht der Welt, kein D. B. Schuster und kein Commissionersrath!

Schnell das Punschrezept her! Harro von Rodeck raffte die Briefe zusammen, steckte sie in seine Brieftasche, das Punschrezept, das von seiner Mutter stammte, dazu und vergaß für die nächste halbe Stunde alle Sorgen in dem berausenden Glückseligkeit, der heimlich Angebeteten seines Herzens nahen zu dürfen.

Sie empfing ihn thätlich persönlich, trotzdem sie, wie sie sagte, eigentlich nicht zu Hause war.

Das „bete-a-tele“ das genau drei und eine halbe Minute dauerte — denn natürlich durfte er diese überwältigende Genuß nicht mißbrauchen — benahm ihm vollständig die Sinne.

So entzündend hatte er sie noch nie gesehen wie in diesem intimsten „zu Hause!“ In dem kleinen, molligen Salon sah es so gemüthlich unaufgeräumt aus — da stand noch das Frühstückstischchen, da lagen Journale und eben geöffnete Briefe, und sie... sie hatte das Haar halbgelöst im Nacken hängen — und was für ein Haar! So etwas hatte er nie für möglich gehalten! — Und wie das Kleid an ihr herunterloß in weichen, losen Falten — und das Schafchen, das unter dem Saum her-

vorhuschte, dieses berückende Schafchen — es war nicht zum Aushalten! Der blonde, säbelkräftige, sporenstirrende Riese war von heimlicher Wonne verlegen wie ein Fährich, und nachdem er seinen Dank für die Einladung gestammelt und der Frau Gräfin die Rosen überreicht, die allerhöchsten, die er im theuersten Blumengeschäft hatte aufreiben können, wollte er sich empfehlen.

„Aber mein Punschrezept?“ lächelte sie und sah ihn förmlich schelmisch dabei an.

Er wurde wachhaftig roth bis über die nicht allzu kleinen Ohren hinaus, daß er seine Verwirrung so verrathen, und mit der Beibehaltung, wie glücklich er sei, Frau Gräfin dienen zu können, riß er eifrig das Blatt aus dem Portefeuille.

Den Rest des Tages war er eigentlich unzurechnungsfähig.

Es war ganz gleich, was er that, ob er im Thiergarten spazieren ritt, ob er im Casino riesig aufgeräumt mit den Kameraden schwangte und weietete, daß Miß Harriet vom Circus Busch den Bankier Rosenow heirathen werde, trotz des schönen Feodor von den Garde-Jusaren — ob er in seiner „Rube“ saß und in's Leere starrte, er suchte überall Weichenparfum und sah nichts als ein Paar schelmische dunkle Sammetaugen und ein Achenputtel-schäbchen mit einer großen Schloßvorhänge.

Manchmal stönte er laut auf, so daß „Lump“, sein Räder theilmahnsvoll mitwinkelte und unter dem Sopha herborgetrocknet kam, um fragend und schmerzbelnd zu seinem Herrn aufzuschauen.

Wenn aber Jemand rasend verliebt ist und hoffnungslos dazu, kann ihm auch der treueste Kater nichts nützen.

Ja, hoffnungslos, sagte sich Harro, denn wie durfte er, der verschuldete Lieutenant, sein Auge erheben zu der begehrtesten, reizendsten Frau der großen Welt?

Es war ja allgemein bekannt, daß sie bereits, nach kurzer Wittwenzeit, wieder verlobt war — mit ihrem Vetter, dem Fürsten Rieburg, der ihre Güter verwaltete. Wenn auch nicht mehr jung — ein Fürst ist immer ein Fürst!

Aber heute noch am letzten Abend des alten Jahres, will er glücklich sein, glücklich in ihrer berausenden Nähe — morgen, mit dem neuen Jahre kommt, was da kommen muß.

Und es war ein herrlicher Abend! Die Salons der Gräfin buketen wie ein Garten im Frühling von Blumen und Wäldchen, im Tanzsaal schmetterte eine Kapelle lustige Weisen, und hier war Gräfin Frede die Königin des Festes, während Fürst Rieburg in den Rauch- und Speisejimmern die Honneurs machte.

Harro ging umher wie ein Trunkener. Er hatte einige Gläser Sekt hintergestürzt und darauf mit der Gräfin Walzer getanzt.

Er hatte die schöne Frau fest in seinen Armen gehalten, ihre schimmernde Schleppe schmeigte sich im schnellen Tanz um seine Hüfte, und der süße Weichenpunsch war aus ihrem dunklen Gelock, aus Gewand und Busen zu ihm aufgestiegen.

Und sie trug seine Rosen im Gürtel, er irrte sich nicht, es waren seine Rosen!

Sie lächelte und scherzte so übermüthig — was hatte sie nur? Errieth sie seine Geheimnisse, und weidete sie sich an seinen Qualen?

Er wurde müthig, der Wein und die Liebe gossen Feuer in seine Adern, er langte immer wieder mit ihr, und sie lächelte, wie die Fee im Kindermärchen lächelt, die den armen Prinzen lodt, bis er sie küßt und aus dem Paradies gestochen wird.

Morgen — ja morgen — aber heute noch ist er im Paradies! „Mein bester Herr von Rodeck, auf ein Wort,“ sagte Fürst Rieburg plötzlich, ihn unter den Arm fassend und ihn in ein Nebenzimmer ziehend.

„Meine Cousine dankt Ihnen sehr für das Punschrezept, aber sie wüßte absolut nichts damit anzufangen. Sie müßten ihr schon persönlich die Erklärung dazu geben.“

Harro starrte auf das dargereichte Blatt und wurde aschfahl. Es war Schusters Brief, den er in seiner Unzurechnungsfähigkeit heute morgen mit dem Recepte verwechselt. „Kommen Sie, die Gräfin erwartet sie am Buffet.“

Der Fürst hob den Fassungslosen in ein Cabinet, wo Gräfin Frede vor einer dampfenden Punschbotole stand. Sie hielt ihm lächelnd ein Glas mit dampfendem Getränk entgegen. „Kommen Sie, Ihr Recept war vorzüglich!“

„Gräfin, ein unzerbrechliches Versehen!“ stotterte er, wie mit Blut übergoßen.

„Und plötzlich wurde sie ernst. „Sie werden nicht mehr in's Hotel de Pologne zum Cotillon gehen?“

„Nicht um die Welt.“ „Geben Sie einen anderen Ausweg gefunden?“

„Nein keinen.“ „Und warum?“

„Nun kommt das Verderben, aber —“

„Aber?“ „Heute darf ich glücklich sein, Gräfin — ich darf ja mit Ihnen tanzen, ich darf —“

„Ja, Sie dürfen, Harro — Alles — Sie dürfen mir jetzt Glück wünschen zum neuen Jahr und zu meiner großen Liebe.“

Die schöne Frau legte beide Hände auf seine Arme und sah ihn mit leuchtenden Augen an, „Freude!“

Es war ein Jubelschrei, und er hielt das liebeshäufige Weib an seiner breiten Brust.

„Aber schade ja nicht Herrn D. B. Schuster aus Versehen das Punschrezept statt unserer Verlobungsanzeige“, sagt lachend die glückstrahlende Braut.

Im alten Küferhaus.

Novelle von Alfred Friedmann.

In einer der altäckerlichen Straßen Lübeds, die rechts von dem merkwürdigen Rathhause weiter oben flüßwärts führen, liegt eine große Weinhandlung.

Das Haus mit dem dreieckigen Giebel gehört einer fernem, einer uns ganz fremden Zeit an. Es ist, als wisse man nichts von ihr, könne man nichts von ihr wissen, sie gleicht jenen Stimmungen, die uns überfallen, daß wir schon einmal da waren, in anderer Form gelebt haben, — denn geheimnißvolle Geschäfte drängen zu uns aus jener Vorzeit; Rügen thun sich auf, durch die ein Lichtschein wie aus anderer Welt unsere Neophant trifft.

„Kinder! Es ist schon wieder eine Pulle leer!“ sagte der alte Handelsherr zu seinen Untergebenen im alten, räucherigen Komor, das mit dem von der Zeit geträumten Eichenholze einen überaus düstern Eindruck machte. „So kann es nicht länger fortgehen.“

„Alles war maraschensill. Die Lehrlinge erhoben frech die blonden und dunklen Häupter, die Kommiss tauten an den Giebeln — Keiner erwiderte ein Wort.“

Drunten in den Kellern lagen die Riesenfässer im Finstern. Ein Loch im gewölbten Oberbau zeigte das Tagelicht wie in einem fernem Stern. Qualmende Dampfen schienen nur zu zeigen, wie endlos die Finsterniß war.

„Ehe man die Kellertreppen hinunter stieg, gelangte man von der Straße aus in einen Vorkaum, den ein paar Tische und Stühle zur Schänke umwandelten. Dahin kamen die Schiffer, Matrosen vom Fluße und bezahlten sich ein.“

Rechts lag des Herrn Privatweins, seine Schreibstube, dann kam sein Schlafzimmer, abgelegen stieß an dieses nach links das der Mutter, und weiter von Vaters Kuchelkammer gingen endlose Regalrücken nach dem Hinterhaus. Ueberall lag der Wein in Laufenden von Flaschen, die lagen auf Regalen, in Gefellen, zwischen Bottichen, Gebänden, Küfergeräth, und hinten, hinten, ganz fern im Anbau, der eine Welt für sich bildete, lagerten wieder tausende von ganz großen, haubbedeckten Flaschen — gewissermaßen die Armen, die Edelsten der Geschlechter, das Süßeste!

Und aus diesen Katakomben, zu denen der Schlüsselbund tagtäglich in Vaters Hofstafche, des Nachts am Nagel über seinem vom Werte ruhenden Haupte weite, fehlte jetzt wieder eine unschätzbare Flasche.

Schon eine Weile ging es so. Die Zimmerchen der Angestellten, die im Alkoven, wohl drei oder vier, in Bettstellen über einander schloßen, hatten verschiedene Thüren, die in das Gefäß juridiraten. Oft schob der Alte, schlaflos vor Gram, die geistigen Holzplatten in einander, seine Schläfer zählend, bewachend; er spürte dem Meisterküfer und dessen Gefellen nach — nie fehlte eine Mark Banco in den Kassen, alle waren ecklich, und doch war das Haus wie eine Familie, und ein rüchdiges Schaf darunter.

Um diese Zeit wurde der Küfermeister krank und mußte in das Hospital getragen werden. Es traf sich, daß

am selben Tage ein noch junger, aber an. Nach wenig Wochen hatte er sich in Frankreich im Dienst geworfener Geselle seine Dienste anbot. Er kannte die Küferes und Flaschenbehandlung von Bordeaux und Cognac aus, wo er Meister, nach vortrefflichen Zeugnissen, gewesen war. Der Alte stellte ihn an. Nach wenigen Wochen hatte er sich ganz in dem alten, nach scharfen Gerüchen duftenden Weinbause eingelebt und bei Jung und Alt beliebt gemacht.

Er war in das Geheimniß der schwebenden Flaschen eingeweiht worden. Da das „Steletts im Heim“ vor ihm gleich der Weißen Deme gewandelt, konnte er es wohl nicht selbst trogirt haben, und der Alte hatte daher das größte Vertrauen zu dem Meister-Neuling, während auf die Anderen alle das alte Wort angewendet gewesen wäre:

„Ich kenne Keinen, doch ich meine Alle!“

Auch die wundersam schöne, sittige und blonde Hausdöchter, Gertraude, hatte den aus Frankreich mit milderen Sitten zur Heimath getriebenen Jüngling mit ihren tiefblauen Augen wohl bemerkt und öfters angeschaut.

Es glühte darin ein unheimliches Glanz.

Se muß besser lieben können als irgend ein anderes deutsches Mädchen, sagte der Küfermeister und verließ sich in sie.

Die Sitte des Hauses und der Zeit erlaubte ihm nicht, mit der Angebeteten zu sprechen, wie er es wohl gewöhnlich hätte. Auch blieb ihm in angetragener Arbeit keine freie Minute, und bei den Maßzeiten waren sie erst recht getrennt, und die Rangordnung der Stände wohl eingehalten.

Inzwischen spukte der Flaschenbold ruhig weiter. Es mußte kein gemeiner Dieb sein, der sich etwa mit Johannisberger Schattenscheide, Chateau D'Yquem, zwanzigjährigem, namenlosem Tolajer Ausbruch begnügt hätte. Gertrude lieferten, die der alte Weidort in einem geheimen Winkel, mit Wachstuch bedeckt, bewahrt, wurden ausgefunden, lunschgerichtet entlockt und in zwei Nächten geleert. Und der Dieb hinterließ keine Spur.

Der junge Hausknecht schwor sich zu, ihn dennoch abzufassen.

Des Nachts, wenn Alles unheimlich still geworden, legte er sich auf die Lauer. Er entdeckte im Laufe eines Monats nichts als zwei neuerdings leer getrunzene Flaschen.

Der Hausherr wüthete und billigte vollkommen des Fremdlinges nummehr offen eingestandene Nachtwachen.

Gertraude schien apatisch blickenden Augen waren dunkel umrandet, auch das Roth ihrer Wangen schien matter, — verzehrte sie sich in uneingestandener Sehnsucht nach dem Jüngling, der vielleicht heiße Liebe im sonnigen Frankreich kennen gelernt und sich aus der trüben nordischen Stadt mit den eigenthümlichen Giebeln bald wieder, jugendlich Veränderung liegend, entfernen würde?

Wieder war ein Monat vergangen. Wieder stand der Vollmond strahlend am Himmel, und in den Speicherräumen in den Kellern schienen die Perlen des Weines von ihm zu wissen, magisch angezogen, zu ihm aufsteigen zu wollen, wie die Wogen des Meeres seinen Strahlentanz empfinden. Es drückte stärker, und es war, als ob die Geister der verstorbenen Traubenblüthen noch einmal in einem unfaßbaren, räthselhaft geheimen Stellbildein zusammenkämen.

Der Geburtstag Gertraudens rückte nun auch heran. Alle vereinten sich, um dem lieben Mädchen, das Niemandem etwas in den Weg legte, eine Freude zu machen.

Inzwischen hatte man aber auch das nächste Umherstreichen des jüngsten Angestellten bemerkt, da auch Andere auf das Wort des Flaschenräthfels kommen wollten und insgeheim auf eigene Faust nachspürten. Man verächtliche ihn beim Prinzipal. Der lachte aber. Er hatte ihm ja das Spioniren und das Trinken aus anderen Flaschen erlaubt und antwortete nur: „Wer trank denn meine Perlen, ehe der da war?“

Eines Nachts aber traute der neue Küfermeister seinen Augen kaum. Er hatte alle Wege mit ganz seinem Weichenpunsch bestreut und glaubte, so ganz sicher auf die Spur des Geheimnisses zu kommen.

Aber es war nicht mehr möglich, solche Sinderlist anzuwenden. Zwischen Tonnen verstreut, mit Fimbielholzern versehen, herrte er. Da vernahm er ein leises Geräusch. Ein Schweben. Um Mitternacht. Und schon trat ein Lichtschein sein Auge. Ein Licht-

schein, der eine kleine, weiße Hand, schlingend vor ihr gehalten, durchleuchtete, daß sie zu bluten schien. Und dieser Hand folgte eine weiße Gestalt. Ein weißes Nachthemd umhüllte sie leicht, herrliche Arme und einen Götternaden bloß lassend. Goldenes Blondhaar fiel... der Blüthenregen im Lenz darüber, und stumm, sicher Schritt die Gestalt vorwärts.

Der Jüngling bebt am ganzen Körper.

Er wollte aufspringen, sie umfassen, im eigenen Wahnsinn der Schlafwandlerin seine Liebe gestehen. Aber er hatte allerhand Mären und Geschichten gehört und gelesen und blieb kauern, heißen Herzschlags, schweigend.

Das Licht verschwand und mit ihm die weiße Lichtgestalt. Und dann kam sie zurück, mit gerötheten Wangen, mit groß offenen, unheimlich glühenden Augen, die kleinen, nackten Füße ließen im Weichenpunsch ihre zarte Spur, und diese führte in das nahe bei der mitterlichen Kammer gelegene Schlafzimmer Gertraudens.

Aber der junge Küfer wollte all diesen Beweisen, seinen eigenen Augen nicht glauben. War er nicht selbst vielleicht das Opfer eines sinnestäuschenden Traumes? Hatte er nicht geschlafen und geträumt?

Er zündete seine treue Blendlaterne an und ging den kleinen Füßen nach, die ihre Konturen etwas dunkler in den feinen Staub auf den langen Korridorböden zeichneten.

Sie führten ihn an ein Spind. Eine frisch geöffnete, spinnwebenbedeckte Flasche, halbleer, eine der Wandlerin entfallene Schleiße und das diesmal vergebene, ihr entfallene Schlüsselbund verschlangen alle Zweifel.

Da dachte sich der gute Junge weiter nichts als: „Hier an dem silbernen Flaschenhalse haben ihre süßen, roth-blumigen Lippen gerührt, wer weiß, ob ich sie küsse je, so trint'ich aus, was Du mir liehest, Gertraude, Du meine liebe Frau lieh!“

Am andern Morgen war Gertraudens Wiegenfest. Der Alte aber schien verstimmt, denn gerade heute fehlte nicht nur die eine Flasche, sondern auch das Bünd mit den Schlüssel.

Da trat der Franzmann ein und bat Gertrauden auch ein Geschenk machen zu dürfen. Es wurde ihm gestattet.

Er überreichte der Strahlenden mit den etwas müden, verträumten Augen ein sauberlich gebundenes Padeschen. Sie öffnete es. Es waren schöne Rosen, duftend, ein blaues Schließlein und — eine Menge rothiger Schlüssel. Sie sank in eine tiefe Ohnmacht.

Sie hatte die Schleiße als die ihrige erkannt. Jungfräuliche Scham, die Furcht, man möge den Hund als ein Zugeständniß an den schmutzen Küfermeister deuten, die Aufregung über das Schlüsselbund, das der Vater, gegen seine Gewohnheit fluchend, im ganzen Hause gesucht hatte, ließen das bedauernswürdige Mädchen in ein hitziges Fieber verfallen.

Der Freitagtag, das Wiegenfest, veränderte sich in einen Tag aufregenden Schmerzes.

Lange schwebte Gertraude zwischen Himmel und Erde, Leben und Tod. Und ebenso lange währte das Harten und Bangen für den armen Franzmann, der Schuld an der Krankheit trug.

Jede Stunde erkundigte er sich nach dem Befinden der Geliebten. Aber er war auch Ursache ihrer Genesung.

Denn die Monate, nachdem Gertraude vor Schreck zusammengesunken und sich allmählich wieder zur frischblühenden Ansope erholt hatte, die sie früher gewesen, fehlte keine Flasche mehr.

Die Krankheit war von ihr gewichen. Sie wandelte jetzt nur noch, ein blühendes Menschenkind, am Arme ihres Liebsten, ihres Mannes, denn der alte Wendorf gab bei ohnehin Unzertrennlichen bald willig zusammen.

„Liebe heißt alles.“ Ein Entsetzliches der Weiden hat mir die Geschichte in dem alten Schifferhaus Freudenhagen zu Lübed, der guten Hansstadt, erzählt, unfern des Demals Emanuel Geibel's. Ich glaube, die Sache ist wahr. Sonst wäre sie nicht gedruckt.

Im eigenen Netz gefangen.

Der Husarenlieutenant von Biber hat beim Jeu Pech gehabt und beschließt, um die Fatalität auszugleichen, den Verlauf eines seiner Pferde, eines prachtvollen Fuchses, Allein die Kameraden sind mit Pferden reichlich versehen und so muß er sich an den Pferdehändler des Städtchens wenden. „Natürlich“ hat dieser letztere augenblicklich für einen Fuchs keinen Bedarf und entschließt sich end-

lich nur „aus Hochachtung für den Herrn Lieutenant“ zum Verkauf des Pferdes gegen eine den Werth des Thieres nicht erreichende Summe. Wohl oder übel muß Lieutenant von Biber einschlagen.

Anderen Tags erscheint der Händler jedoch bei dem Offizier, behauptet, der Fuchs sei nicht, wie gesagt, fehlerfrei, sondern voller Fehler, die man ihm nicht mitgetheilt habe. Kurz, er verlangt Aufhebung des Kaufes, oder weitere Herabdrückung des Preises, d. h. Herauszahlung eines Theiles der gezahlten Summe. Biber, von der Fehlerlosigkeit des Thieres überzeugt, weist ihn ab und der Händler entfernt sich unter Drohungen.

Der Lieutenant geht zu seinem Pittmeister und klagt ihm den Fall. „Warum Sie,“ sagt der nach einigem Nachsinnen, „ich helfe Ihnen!“ Spricht's und geht stracks zu dem Pferdehändler, behufs Auswahl eines neuen Reitpferdes, dessen Bestand besichtigend.

„Kann Ihnen einen prachtvollen Gaul empfehlen,“ sagt der Kofstener und läßt Biber's Fuchs vorführen. „Abso!t fehlerfrei!“

„Garantiren Sie dafür?“ „Natürlich!“ „Schön,“ meißt wollte er nicht wissen, „nun kann sich Biber auf Ihr eigenes Zeugniß berufen!“ lacht der Pittmeister und geht davon, den Hineingefallenen verblüfft und wüthend zurücklassend!

General Weyler.

Vor einem Jahre um diese Zeit war General Campos bereits nach Spanien zurückgekehrt und hatte sein Regimentsregiment auf Cuba angetreten. Er hatte von Anfang an den Mund recht voll genommen und geprahlt, er würde die Cubaner unterworfen haben, noch ehe die Regenszeit von 1897 eintritt. Nun steht aber diese Regenszeit vor der Thüre und mit ihr der tropische Sommer auf Cuba mit allen seinen Schreden für jene, welche das Klima nicht gewohnt sind und in der Wildniß campiren müssen, denn sie werden von Ungeziefer fast aufgefressen und die Mägen der Säumfe und Wälder erzeugen das Gelbe Fieber und andere Krankheiten, welche die Reihen der spanischen Soldaten decimiren. Und was hat Weyler erreicht? Gar nichts. Er hat keinen Fuß breit Landes pacificirt, er steht heute mit seinen 200,000 Soldaten auf demselben Fleck, auf dem Campos vor einem Jahr gestanden hat.

Für Spanien stehen die Sachen überhaupt sehr schlimm, vor Allem deshalb, weil es kein Geld hat, um den Krieg weiter führen zu können und weil es sich nicht nur auf Cuba, sondern auch auf den Philippinen langsam verblutet. Auch dort ist der Aufstand noch lange nicht unterdrückt, und es werden abermals 15,000 Mann verlangt, um die Insurrektion niederzuschlagen. Woher will Spanien diese 15,000 Soldaten nehmen und wie will es für dieselben sorgen? Nach den offiziellen Angaben hat Spanien bisher 179,174 Mann und 6,500 Offiziere seit dem Ausbruch des Aufstandes nach Cuba geschickt und der stehenden Besatzung von 20,000 Mann hinzugefügt. In der gleichen Zeit hat Spanien 25,000 Mann nach den Philippinen entsendet, also genau so viel als die ganze Armee der Ver. Staaten zählt. Und alles das genügt noch nicht; für Cuba sowohl wie für die Philippinen werden mehr Mannschaften, mehr Kriegsmaterial, mehr Geld verlangt, und die spanische Regierung scheint am Ende ihres Wixes und ihres Geldbeutels angelangt zu sein.

Für Spanien sowohl wie für andere „Mutterländer“ werden die Kolonien zu „theuren“ Anhänglichkeiten und Deutschland sollte sich die Lehre zu Ruhe ziehen. Der weise Kanzler, dessen Rath Deutschland seit sieben Jahren entbehren muß, hat stets davor gewarnt, und die deutsche Kolonialpolitik hat bisher schon viele Millionen Thaler verschlungen, aber sehr wenig erfreuliches eingebracht.

General Weyler hat sein Versprechen nicht gehalten. Er wird wohl auch, wie Campos, geübten Hauptes nach Madrid zurückkehren und zugeben, daß Cuba nicht mehr zu halten ist.

Die schlaue Caroline. Caroline: „Mama, gib mir Rosen!“ Mutter: „Ja, mein Kind, — nimm Dir eine Hand voll!“ Caroline: „Bitte, Mama, gib Du sie mir — Du hast eine größere Hand!“